

Warum Alice Schwarzer mit dem Protest der Hochschüler_innenschaft gegen ihre Einladung an die Angewandte eigentlich zufrieden sein könnte. Ein Gastkommentar von Theresia Heimerl.

FUTURE
FURCHE

Von Manuela Tomic

Alte weiße Frau

„Wenn die Götter lieben, der stirbt jung“, so ein antikes Sprichwort. Wer hingegen von den Göttern ungeliebt länger lebt, muss miterleben, wie seine Revolution gegen die ungeliebten alten Autoritäten im Sand, im Wohlstand oder in der Gleichgültigkeit verläuft. Und wem die Götter wirklich übelwollen, der wird selbst zu einer alten, ungeliebten Autorität, gegen die Junge revoltieren. Man kann das antike Sprichwort und die Folgen natürlich auch gendern: Damit sind wir bei Alice Schwarzer.

„Outdated and unacceptable“ – ist es nicht genau das, was Alice Schwarzer damals, als sie jung und eine Ikone des Feminismus war, vielen Männern vorgeworfen hat? Ist die einstige Vorkämpferin des Feminismus zu ihrem eigenen Feindbild von damals geworden?

Alice Schwarzer hat erreicht, wofür sie und mit ihr große Teile der Frauenbewegung in den 1970er- und 1980er-Jahren gekämpft haben: gesellschaftliches Ansehen, Macht, Geld, und all das unabhängig von einem Mann. Auch der Weg dorthin war jener, den vor ihr vor allem Männer gegangen sind: Selbstmarketing, journalistisch gekonnte Erregung von Aufmerksamkeit, Härte gegen sich selbst und andere und, ja, ein gewisses Maß an Skrupellosigkeit. Die Hälfte der Welt bedeutet auch die Hälfte der dunklen Seite.

Hegemoniale Weiblichkeit

Alice Schwarzer ist die Personifikation dessen, wofür es in der Wissenschaft bislang nur einen männlichen Fachbegriff gibt: hegemoniale Weiblichkeit. Wenn nun die Hochschüler_innenschaft der Angewandten gegen Schwarzer als „alte weiße Frau“ protestiert, sollte die so Angefeindete eigentlich zufrieden sein: Dass es so etwas überhaupt gibt, ist wesentlich ihr Verdienst. Die überwiegende Mehrheit der jungen und mittelalten Frauen heute erachtet jene Standards weiblicher Existenz für selbstverständlich, für die Alice Schwarzer einst gekämpft hat: rechtliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit, körperliche und sexuelle Selbstbestimmung, gleiche Bildungsmöglichkeiten. So manche junge Frau kann die „Kriegsgeschichten“ aus der alten Welt der alten Alice Schwarzer schlicht nicht mehr hören, zumal sie mit dem dogmatischen Predigtgestus etablierter RevolutionärInnen vorgetragen werden. Wenn Ronja von Rönne anno 2015 im zarten Al-

ter von 23 Jahren in der *Welt* davon sprach, dass sie der Feminismus „anekle“, war das zwar pubertär-respektlos, aber verständlich: Trau keiner spaßbefreiten Alten über 50, schon gar nicht, wenn sie für dich als ehrgeizige junge Journalistin dein älteres Alter Ego sein könnte.

So einfach erklärt sich der Protest der Hochschüler_innenschaft der Angewandten aber nicht. Da geht es um etwas anderes, unter der Oberfläche der sehr simplen Pro- und Kontras in den Echokammern des Internets gar nicht so einfach Fassbares. Hilfreich ist ein Blick auf den jeweiligen Kontext: Die Welt der Alice Schwarzer war die Welt des späten Nachkriegsdeutschlands, der 68er-Bewegung, des Kalten

DIESSEITS
VON GUT
UND BÖSEVon Theresia
Heimerl

„Die Welt der feministischen Revolutionärin gibt es nicht mehr. Sie ist einer schönen, neuen, bunten Welt gewichen.“

Krieges, der noch mächtigen kirchlichen Institutionen, kurz eine Welt der übersichtlichen Ordnungen mit klaren Feindbildern: die Nazi-Väter, die Sowjets, die konservativen Politiker, der Papst, sprich, die alten weißen Männer. Die Revolution der Alice Schwarzer und ihrer Mitstreiterinnen hatte auch ein klares Feindbild: die Vorherrschaft dieser Männer und ihre Zugriffsrechte auf Frauen(-körper). Sie galt es zu Fall zu bringen. Diese Welt der feministischen Revolutionärin gibt es nicht mehr. Sie ist einer schönen, neuen, bunten, Welt gewichen. Die neue Buntheit bringt allerdings ein hohes Maß an Unübersichtlichkeit mit sich. Es gibt nicht mehr einfach Männer, die unterdrücken, und Frauen, die unterdrückt werden. Es gibt junge, alte, körperlich beeinträchtigte, sozial margi-

nalisierte Männer/Frauen/Diverse, mit Migrationshintergrund und fluider Geschlechtsidentität. Das Zauberwort der Intersektionalität, also der Überschneidung verschiedener sozialer Marker, die zu Diskriminierung führen können, dient einerseits als Versuch, die komplexe Wirklichkeit einer globalisierten Welt zu erklären. Andererseits kann es auch verwendet werden, um die Widersprüche dieser komplexen Wirklichkeit zu verschleiern, indem als gemeinsames Narrativ die wechselseitige Anerkennung des Opferstatus fungiert. Die Frage der (Un-)Vereinbarkeit der ideologischen Positionen der einzelnen Sektionen von Diskriminierten (hier: religiöse Muslim_innen und Personen mit alternativer sexueller Orientierung) bleibt in stiller Übereinkunft ungestellt.

Intersektional diskriminiert

Es ist nicht zuletzt diese Verweigerung des konfrontativen Gesprächs, die vielen Kommentatoren jeden Geschlechts in der jüngsten Causa unheimlich ist. Ist die Realität draußen so schlimm, dass die Universität für alle intersektional Diskriminierten zum einzigen *safe space* geworden ist? Vielleicht. Vielleicht ist es auch das Denken aus der untergegangenen Welt der Alice Schwarzer und jener alten Professoren und Rektoren, die sie eingeladen haben, die Welt draußen besser und sicherer machen zu wollen. Vielleicht haben die jungen Menschen langfristig gesehen recht und wir werden nur mehr einige Inseln der Sicherheit in einem Meer der Barbarei halten können, in dem sich die verschiedenen Teilsektionen im Kampf um die reale und ideelle Macht die Köpfe einschlagen. Was aber die Protestierenden zumindest mittelfristig im Auge behalten sollten: Auch sie werden älter. Wer schon als Studierende/r zu dogmatischen Positionen und Verboten neigt, hat keine schlechten Chancen auf eine Karriere als spaßbefreite/r GroßinquisitorIn.

Alle, die sich nun allzu sehr sorgen, seien ein wenig beruhigt: Ideen und Ideologien haben immer kürzere Haltbarkeitsdaten. Der intersektionale „anti-discriminatory discourse“ ist der „outdated“ Feminismus von morgen. Es sei denn, die Gött_innen lieben die jungen Protestierer_innen so sehr, dass sie das nicht mehr erleben müssen.

Die Autorin lehrt Religionswissenschaft und ist Studiendekanin an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Graz

Zum Tod von Johann Baptist Metz

Am Montag, dem 1. Dezember, starb Johann Baptist Metz im Alter von 91 Jahren. Er gehörte zu den prägendsten Theologen des 20. Jahrhunderts und hatte sich als Begründer der politischen Theologie weltweite Anerkennung erworben (siehe S. 16). In den Siebzigerjahren bemühte er sich mit anderen Mitstreitern in Form einer „Theologie nach Auschwitz“ um die Erneuerung des jüdisch-christlichen Dialogs und kämpfte gegen eine Kultur des Vergessens und Verdrängens an. Auf www.furche.at würdigen wir Metz mit einem Dossier. „Wo andere Theologen bereits kurz nach Kriegsende zu ihrem theologischen Alltagsgeschäft zurückkehrten und im Beharren auf der Kontinuität bürgerlicher Religiosität die dunklen NS-Jahre gleichsam als historischen ‚Fehler in der Matrix‘ über-sprangen, wurde für Metz diese Erfahrung zur Unterbrechung und zum Anstoß der leidenschaftlichen Rückfrage an Gott“, schrieb etwa der Journalist und Theologe Henning Kligen 2008 anlässlich von Metz' 80. Geburtstag in der FURCHE. Gerhard Ruis hatte es schon 1998 so formuliert: „Im Mittelpunkt des theologischen Interesses von Metz steht die streitbare, gewissermaßen religiös-politische Behandlung der sogenannten Theodizeefrage, der Gottesfrage im Angesicht der Leidenserfahrung“ (siehe *Anno Dazumal*). Lesen Sie mehr dazu online. #AufBald.

FURCHE
ANNO DAZUMALVon Gerhard Ruis
Nr. 32/6. August 1998

Gottesrede in scheinbar gottloser Zeit

J. B. Metz ist einer der maßgebendsten Theologen der Zeit. Was eine neue Wesentlichkeit und Dringlichkeit in Theologie und Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft entwickelt hat, ist ohne die vielen Anstöße von J. B. Metz kaum denkbar. Das jüdisch-christliche Gespräch, die Theologien der Befreiung, die feministische Befreiungstheorie, die Frage der Erinnerungsfähigkeit europäischer Kultur für die Opfer ihrer sogenannten Fortschrittsgeschichte ...

Für den Philosophen Jürgen Habermas ist J. B. Metz „in seiner praktischen Wirksamkeit der eindrucksvollste deutsche Theologe der Gegenwart, weil er an der Kirche festhält und sich zugleich mit großer Offenheit allen geistigen Kämpfen der Zeit stellt“ [...]

Gegen die in Gesellschaft, Wissenschaft und Kirche grassierende Versuchung, die Augen vor diesen unzähligen Leidenserfahrungen zu verschließen, plädiert Metz unermüdlich und hartnäckig mit der Leidenschaft des Glaubens und der Schärfe der Vernunft für eine „leidempfindliche Gottes-Rede“ [...]

Wie heute von Gott reden – angesichts der Leidensgeschichten in der Welt? Johann Baptist Metz versucht eine Theologie des vermissenen Gottes. Wer vor diesen Leidensgeschichten nicht die Augen verschließt, ist mittendrin im leidenschaftlichen Gott-Suchen, das die Bibel qualifiziert und kennzeichnet.

NACHRUF

Mission mit Leidenschaft

Noch vor wenigen Wochen gastierte er mit dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, dessen Chefdirigent er seit 2003 war, im Musikverein. Dort sollte er vergangenes Wochenende ein philharmonisches Konzert und im Jänner das Festkonzert zum 150-jährigen Bestehen des Musikvereinsgebäudes dirigieren. Wenig später wollte er mit seinen Münchner Musikern zu einer Spanien-Tournee aufbrechen, dann sich ganz auf seine nach Schostakowitschs „Lady Macbeth von Mzensk“ und Tschaikowskis „Pique Dame“ dritte Salzburger Opernproduktion konzentrieren: Mussorgskis „Boris Godunow“. Dazu ist es nicht mehr gekommen. In der Nacht auf den 1. Dezember ist Mariss Jansons in St. Petersburg 76-jährig gestorben.

Bereits 1969 hatte der 1943 als Sohn des Dirigenten Arvids Jansons und einer Sängerin in Riga geborene Dirigent bei einer „La Bohème“-Aufführung in Oslo, deren Philharmoniker er zwischen 1979 und 2000 leitete, einen Herzinfarkt erlitten. Für Jansons, der seine prägende Ausbildung bei Hans Swarowsky in Wien bekam und von Karajan gefördert wurde, kein Grund leiser zu treten. Seit 1997 auch Musikdirektor des Pittsburgh Symphony, wurde er 2003 zum Chefdirigenten des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks berufen und stand von 2004 bis 2015 zusätzlich an der Spitze des Amsterdamer Concertgebouw Orkest. Dreimal luden ihn die Wiener Philharmoniker, die ihm wie ihre Berliner Kollegen die Ehrenmitgliedschaft ver-



Foto: APN / Herbert Neubauer

Dirigent Mariss
Jansons und die
Wiener Philharmoniker
am 1. Jänner
2016, während des
Neujahrskonzerts
2016

liehen, ein, das Neujahrskonzert zu dirigieren. Nach Vollkommenheit streben, auch wenn man sie nicht erreichen kann, war die Maxime dieses stets lebenswürdigen, bescheidenen, tiefe Humanität ausstrahlenden charismatischen Maestro. Kaum jemand vermochte sich so in die Geheimnisse der Musik zu versenken und sie seinen ihm auf aller Welt liebenden Musikern wie dem ihn begeistert feiernden Publikum zu vermitteln. Mariss Jansons' Repertoire reichte von der Wiener Klassik bis in die Gegenwart, kulminierend in tief-sinnig-fesselnden Tschaikowski-, Mahler-, Strawinsky- und Schostakowitsch-Interpretationen. Die bestmögliche Vermittlung der Musik war seine mit nie erlahmender Leidenschaft ausgeübte Mission. (Walter Dobner)